

Otto-Friedrich-Universität Bamberg



Studentische Tagung der deutschen Sprachwissenschaft

Sprache und Gesellschaft

13. und 14. Juli 2018
10.00 Uhr – 16.30 Uhr, MG2/00.10

BOOK OF ABSTRACTS



Inhaltsverzeichnis

Renata Szczepaniak: „Die Universität als Arbeitgeberin“: Wer sagt so etwas und warum?.....	3
Jonas Fehn: Die Grammatikalisierung des <i>beim</i> -Progressivs durch die konzeptuelle Metonymie von der lokativen zur aktionalen Lesart.....	4
Andrea Karl-Schurian: <i>Sagen tut man es, aber man schreibt es nicht</i> – Untersuchung zur Verwendung der <i>tun</i> -Periphrase im österreichischen Deutsch.....	5
Annika Vieregge/Eleonore Schmitt: <i>gewinkt</i> oder <i>gewunken</i> ? Sprachideologien zu einem Variationsfall.....	6
Lisa Dücker: Sind manche Menschen belebter als andere? Großschreibung in frühneuhochdeutschen Hexenverhörprotokollen.....	7
Lena Sommermann: Emojis und Co.: Die Entstehung neuer Funktionen in der Internetkommunikation als Argument gegen die Theorie des Sprachverfalls.....	8
Julien Binet: Was man aus Verrat und Heldentat über grammatische Definitheit erfährt: eine Korpusstudie über den Definitartikel in Präpositionalphrasen aus dem deutschen Nationalepos.....	9
Jakob Stößlein: „Ni!“ – Die klitische Schreibweise der althochdeutschen Verneinungspartikel <i>ni</i> bei Otfrid.....	10
Stefan Hartmann: Die große Verschwörungstheorie: <i>Political correctness</i> als Feindbild und Projektionsfläche.....	12
Victoria Herrle: Lässt die Sprache von <i>Pickup Artists</i> eine antifeministische Gesinnung erkennen? Eine diskursanalytische Untersuchung.....	13
Jens Sörensen: <i>My generation is going to be known for wanting to die and memes</i> – Galgenhumor und Memes: Ein Internetphänomen als Sprachrohr der jungen Generationen.....	14
Anette Kremer: <i>Quod alamanni glasougi dicunt ...</i> – Auf den Spuren des ältesten deutschen Wortschatzes.....	15
Kimberley Wegner: <i>Den Geistesdespotismus leid' ich nicht!</i> – Der Fremdwortgebrauch in J. W. Goethes <i>Faust – eine Tragödie erster Teil</i>	16
Katja Rabold: <i>Der, die, das ... wieso, weshalb, warum?</i> Arabisch-Muttersprachler und der deutsche Artikel.....	18



Renata Szczepaniak: „Die Universität als Arbeitgeberin“: Wer sagt so etwas und warum?

Stolpern Sie ab und zu über solche Ausdrücke wie im Titel, bspw. beim Zeitunglesen? *Migros ist die größte Arbeitgeberin in der Schweiz, die Firma ist seit 1998 Eigentümerin des Baugeländes* u.Ä. Sind diese Ausdrücke grammatisch richtig? Oder sollte man die maskuline Form wählen: *Die Firma ist seit 1998 Eigentümer des Baugeländes*?

In diesem Vortrag wird diese nicht-referentielle Verwendung von *-in*-Bildungen wie *Eigentümerin* oder *Arbeitgeberin* in Bezug auf unbelebte Feminina (hier Firmen) analysiert, die auf den ersten Blick ein Kongruenzphänomen zu sein scheint (s. Scott 2009, Szczepaniak 2013). Basierend auf einer Untersuchung von Zeitungs- und Prosatexten wird dann gezeigt, seit wann solche Strukturen belegt sind. Anschließend wird die laienlinguistische Perspektive eingenommen. Auf Basis einer an der Universität Bamberg durchgeführten Befragung wird gezeigt, wie diese Struktur wahrgenommen wird und welche Vermutungen bezüglich der ProduzentInnen angestellt werden. Es wird sich zeigen, dass das Schicksal des *-in*-Suffixes im Deutschen stark von den außersprachlichen, hier gesellschaftlichen Veränderungen beeinflusst wird. Ein klarer Fall, in dem die Gesellschaft die Sprache beeinflusst.

Literatur

- Scott, A. K. (2009): The Marking of Gender Agreement Using Derivational Affixes in German and Dutch. In: *Journal of Germanic Linguistics*, 21/1, 37-89.
- Szczepaniak, R. (2013): Grammatikalisierung in der Sackgasse: Wandelt sich das Movierungssuffix *-in* zum Kongruenzmarker? In: Vogel, P.M. (Hg.): *Sprachwandel im Neuhochdeutschen*. Berlin, Boston: de Gruyter, 221-234.

Jonas Fehn: Die Grammatikalisierung des *beim*-Progressivs durch die konzeptuelle Metonymie von der lokativen zur aktionalen Lesart

Derzeit entwickelt die deutsche Gegenwartssprache wieder die grammatische Kategorie des Aspekts. Diese ist bereits im Althochdeutschen belegt, wurde im Laufe der sprachhistorischen Entwicklung über das Mittelhochdeutsche und das Frühneuhochdeutsche jedoch abgebaut.

Ihre erneute Herausbildung im Neuhochdeutschen manifestiert sich in den noch relativ jungen Verlaufsformen *am*-Progressiv (*Er ist am Arbeiten*), *beim*-Progressiv (*Er ist beim Arbeiten*) und Absentiv (*Er ist arbeiten*). Vergleichbare Strukturen sind beispielsweise aus dem Englischen bekannt; hier ist der Progressiv (*He is working*) in bestimmten Fällen obligatorisch.

In diesem Grammatikalisierungsprozess spielt die sog. konzeptuelle Metonymie eine entscheidende Rolle. Sie stellt eine kognitive Konzeptersetzung dar, welche die Verwendung der lokativen Präposition *bei* in aktionaler Bedeutung überhaupt erst ermöglicht hat (*Sie ist beim Tennisspielen* statt *Sie spielt Tennis*). Dass der *beim*-Progressiv als Antwort auf lokative Fragesätze fungieren kann (*Wo bist du gewesen? – Ich war beim Essen*), spiegelt nicht nur seine ursprünglich lokative Herkunft wider, sondern beweist auch, dass eine endgültige Disambiguierung noch nicht stattgefunden hat und seine Grammatikalisierung somit nicht vollständig abgeschlossen ist.

Aufbauend auf der Studie von Engelberg (2003) soll der Frage nachgegangen werden, unter welchen Voraussetzungen eher die lokative bzw. die aktionale Lesart präferiert wird. Hierbei wird von der Hypothese ausgegangen, dass eine innerhalb eines *beim*-Progressivs auftretende Objektinkorporierung (Nominalität des infinitivischen Erstglieds) die aktionale Lesart forciert (*Sie ist beim Rasenmähen = Sie mäht (gerade) den Rasen statt Sie ist im Garten*), während ein einfacher substantivierter Infinitiv eher die lokative Lesart evoziert (*Er ist beim Schwimmen/Einkaufen = im Schwimmbad/im Supermarkt*). Darüber hinaus können auf einer zweiten, psycholinguistischen Ebene Relationen zwischen dem *beim*-Progressiv und anderen Aussagen hergestellt werden, die zwar keine Verlaufsformen, aber ebenfalls konzeptuelle Metonymien enthalten (*Sie las die Zeitung und bekam schlechte Laune = Sie bekam schlechte Laune, weil sie die Zeitung gelesen hatte = kausative Metonymie*). So kann eruiert werden, ob die lokative bzw. die aktionale Lesart eher von Versuchspersonen präferiert wird, die generell zur mentalen Konzeptersetzung neigen, also semantisch mehr in den Text „hineinlesen“, als seiner Oberflächenstruktur syntaktisch zu entnehmen ist. Um beides zu überprüfen – sowohl den systemlinguistischen als auch den psycholinguistischen Aspekt – wurde mit einem Fragebogen gearbeitet, der den Probandinnen und Probanden verschiedene Lesarten des *beim*-Progressivs zur Auswahl stellt. Gerade aufgrund der subjektiv-assoziativen Herangehensweise der linguistisch nicht vorgebildeten Versuchspersonen können aufschlussreiche Erkenntnisse über den Grammatikalisierungsgrad des *beim*-Progressivs und seine kognitive Konzeptualisierung – tendenziell lokativ oder tendenziell aktional – gewonnen werden.

Andrea Karl-Schurian: *Sagen tut man es, aber man schreibt es nicht* – Untersuchung zur Verwendung der *tun*-Periphrase im österreichischen Deutsch

Während der Gebrauch der *tun*-Periphrase in mittelhochdeutschen Schriftzeugnissen allgemein üblich war, wurde ihre Verwendung in geschriebener und bald auch in gesprochener Sprache mit der Entwicklung des Frühneuhochdeutschen und dem Entstehen von Grammatiken zunehmend stigmatisiert. Laut Nils Langer gibt es in der modernen deutschen Standardsprache nur mehr Reste der *tun*-Konstruktion, die auch von den modernen Grammatiken als grammatikalisch richtig bewertet werden.

Dazu gehören Sätze, in denen *tun* die Funktion eines Vollverbs innehat:

- *Sie versuchte, Gutes zu tun.*
- *Ich bat ihn, nach Hause zu gehen, was er auch tat.*
- *Er tat sein Bestes.*

Auch die Verwendung von *tun* als Hilfsverb mit vorangestelltem Infinitiv wird in den Grammatiken als akzeptabel erachtet:

- *Schwimmen tut sie am liebsten.*

Als umgangssprachlich markiert gelten hingegen Sätze, in denen *tun* als Auxiliarverb dem Infinitiv vorangestellt ist:

- *Ich tue am liebsten lesen.*

Auch Sätze, in denen das Hilfsverb *täte* als Umschreibung des Konjunktivs verwendet wird, gelten als umgangssprachliche und dialektale Varianten in bestimmten Gebieten:

- *An deiner Stelle täte ich schauen, dass ich weiterkomme.*

Obwohl der Gebrauch der *tun*-Periphrase im deutschen Sprachraum in den Dialekten und in der Umgangssprache üblich ist, wird die Verwendung der meisten Konstruktionen in geschriebenen Texten meist abgelehnt und als ‚schlechtes Deutsch‘ bezeichnet.

Um die Akzeptanz der Verwendung der *tun*-Periphrase in der österreichischen Standardsprache untersuchen zu können, erstelle ich einen Fragebogen, mit dem ich erheben möchte, in welchem Ausmaß eine Stigmatisierung der *tun*-Periphrase sowohl in gesprochener Sprache als auch in schriftlichen Texten vorliegt.

Annika Vieregge/Eleonore Schmitt: *gewinkt* oder *gewunken*? Sprachideologien zu einem Variationsfall

Das Verb *winken* schwankt im Partizip II zwischen starker und schwacher Flexion: *Ich habe ihm gewinkt/Ich habe ihm gewunken* (vgl. Köpcke 1999). Dabei sind beide Partizip-Varianten laut Duden (2016) standardsprachlich korrekt. Für Sprecher_innen des Deutschen scheint dieser Variationsfall auffällig zu sein und häufig zu Zweifeln zu führen. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass der Zweifelsfall metasprachlich thematisiert wird: Nicht nur Sprachpfleger_innen wie Bastian Sick und Wolf Schneider melden sich diesbezüglich gerne zu Wort, auch in Internetforen und bei Sprachberatungsstellen wird über das Partizip von *winken* diskutiert (vgl. Neubauer 2009).

Der Zweifel der Sprecher_innen fußt dabei auf einer präskriptiven Sprachauffassung, die davon ausgeht, dass jeweils nur eine Variante in einer (Standard-)Sprache korrekt sein kann (Milroy 2001). Aufgrund dieser Sprachideologie wird Variation im Metasprachdiskurs häufig negativ bewertet. Somit ist zu erwarten, dass präskriptiv für eine der Varianten argumentiert wird (vgl. Antos 1996). Es stellt sich also die Frage, welche Variante Sprachbenutzer_innen bevorzugen und auf welcher Argumentationsgrundlage sie dies tun.

Um dies zu untersuchen, wurde der Metasprachdiskurs über *gewinkt* und *gewunken* in Internetforen untersucht. Dabei wurde zunächst mithilfe einer Toposanalyse der Frage nachgegangen, wie argumentiert wird. Anschließend wurden die im Diskurs vorhandenen Präsuppositionen darauf hin analysiert, welche Sprachideologien sich daraus ableiten lassen (vgl. Warnke/Spitzmüller 2008).

Wie erwartet, finden sich präskriptive Sprachideologien wie in (1):

(1) *Gewunken ist etwas für Leute, die nicht richtig Deutsch sprechen wollen oder können.* (yahoo.com)

Gewunken wird hier als falsches Deutsch stigmatisiert und Sprecher_innen, die diese Form nutzen, wird die Kompetenz abgesprochen, korrekt zu sprechen. Diese Aussage argumentiert also auf Basis der Unterscheidung zwischen gutem und schlechtem Deutsch, erläutert aber nicht näher, wie diese Kategorien definiert sind.

Neben präskriptiven Argumentationsansätzen sind aber auch deskriptive zu finden wie bspw. der Verweis auf verschiedene Varietäten oder auf Sprachwandel. Diese werden allerdings häufig präskriptiv bewertet: Andere Varietäten als der Standard werden abgewertet und Sprachwandel als Sprachverfall umgedeutet.

Literatur

- Antos, Gerd (1996): *Laienlinguistik: Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings.* Tübingen: Niemeyer.
- Duden (2016): *Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle.* Berlin: Dudenverlag.
- Köpcke, Klaus-Michael (1999): Prototypisch starke und schwache Verben der deutschen Gegenwartssprache. In: *Germanistische Linguistik* 141-142, 45-60.
- Milroy, James (2001): Language ideologies and the consequences of standardization. In: *Journal of Sociolinguistics*, 5 (4), 530-555.
- Neubauer, Skadi (2009): *"Gewinkt oder gewunken - welche Variante ist richtig?": Tendenzen von Veränderungen im Sprachgebrauch aus Sicht der Sprachberatungsstelle der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.* Frankfurt am Main, New York: Lang.
- Warnke, Ingo und Jürgen Spitzmüller (2008): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Linguistisches Kolloquium.* Berlin, New York: de Gruyter (Linguistik, Impulse & Tendenzen, 31).

Lisa Dücker: Sind manche Menschen belebter als andere? Großschreibung in frühneuhochdeutschen Hexenverhörprotokollen

Belebtheit ist ein Einflussfaktor, der auf viele unterschiedliche Bereiche der Sprache einwirkt. Bei einer Reihe lexikalischer, morphologischer und syntaktischer Phänomene lässt sich zum Beispiel eine Sonderbehandlung von Personenbezeichnungen beobachten: So werden belebte Referenten in Konstruktionen mit dem Rezipientenpassiv eher akzeptiert als unbelebte (*Sie bekommt Kaffee serviert* vs. **Das Fahrrad bekommt den Reifen aufgepumpt*) und die kleine Flexionsklasse der schwachen Maskulina ist beinahe ausschließlich Personenbezeichnungen vorbehalten (*der Matrose, des Matrosen*, aber *der Stein, *des Steinen*). Dabei ist Belebtheit im sprachlichen Sinne anders definiert als in der Biologie. Für einzelne Phänomene werden in verschiedenen Sprachen unterschiedliche Grenzen zwischen belebten und unbelebten Entitäten gezogen. Somit ist sprachliche Belebtheit nicht als binär anzusehen, sondern es handelt sich dabei um ein prototypenorientiertes System, in dessen Mittelpunkt der erwachsene, handlungsfähige Mensch steht, während bspw. Tiere oder Kleinkinder als weniger belebt wahrgenommen werden (Comrie 1989). Auch die Ausbreitung der satzinternen Großschreibung im Deutschen geschieht im Frühneuhochdeutschen entlang der Belebtheitskala: Während Nomina sacra und Personenbezeichnungen schon im 16. Jh. durchgängig großgeschrieben werden, dauert es noch bis zum Beginn des 18. Jhs., bis auch alle konkreten Dinge und abstrakten Konzepte mit Majuskel geschrieben werden (Bergmann 1999).

Der Vortrag beschäftigt sich damit, welche belebtheitsspezifischen Regularitäten sich für die Großschreibung in einem Korpus aus handschriftlichen Hexenverhörprotokollen aus dem 16. und 17. Jh. (Macha et al. 2005) ergeben. Der Fokus liegt dabei auf den Personenbezeichnungen, von denen im Korpus nur rund die Hälfte aller Fälle großgeschrieben wird. Es zeigt sich, dass innerhalb dieser Gruppe einige Lexeme stark zur Großschreibung tendieren, während andere meistens kleingeschrieben werden. Dass dabei vor allem Bezeichnungen für männliche Referenten mit Majuskel und Frauenbezeichnungen mit Minuskel geschrieben werden, wird im Sinne einer „evaluativen Kleinschreibung“ (Dücker et al. i.Vorb.) als Mittel zur systematischen sprachlichen Abwertung von Frauen interpretiert.

Literatur

- Bergmann, Rolf und Dieter Nerius (1998): Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen von 1500 bis 1700. 2 Bände. Heidelberg: Winter.
- Comrie, Bernard (1989): Language Universals and Linguistics Typology. Syntax and Phonology. Oxford: Blackwell.
- Dücker, Lisa, Hartmann, Stefan und Renata Szczepaniak (i.Vorb.): Satzinterne Großschreibung in Hexenverhörprotokollen. Multifaktorielle Analyse des Majuskelgebrauchs. Pragmatische, semantische und syntaktische Einflussfaktoren. In: Dies. (Hg.): Hexenverhörprotokolle als Korpus.
- Macha, Jürgen, Topalović, Elvira, Hille, Iris, Nolting, Uta und Anja Wilke (Hg.) (2005): Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit. Bd. 1: Auswahledition. Berlin, New York: de Gruyter.

Lena Sommermann: Emojis und Co.: Die Entstehung neuer Funktionen in der Internetkommunikation als Argument gegen die Theorie des Sprachverfalls

Außerhalb wissenschaftlicher Kreise wird seit jeher immer wieder von einem Verfall der Sprache gesprochen. Als Schuldigen für einen solchen Sprachverfall meint man in jüngerer Zeit besonders das Internet bzw. die Art und Weise, wie im Internet kommuniziert wird, gefunden zu haben. Während die moderne Linguistik generell einen Verfall der Sprache verneint und stattdessen in deskriptiver Tradition von einem Sprachwandel spricht, so werden nur selten klare Argumente genannt, warum es sich bei den beobachteten Veränderungen innerhalb der Sprache nicht um einen Verfall, sondern lediglich um neutrale Veränderungen handelt.

Ein solches möchte nun die vorliegende Arbeit liefern: Zunächst soll ein etwaiger Sprachverfall als solche Veränderungen innerhalb einer Sprache definiert werden, die in einem Verlust der Fähigkeit der Sprache resultieren, bestimmte Sachverhalte ausdrücken oder beschreiben zu können, und damit eine Funktionsreduktion bedeuten würden. Betrachtet man die bisherige Forschung zu verschiedenen Phänomenen, die häufig der ‚Internetsprache‘ zugeordnet werden, wie bspw. Emojis oder dem vermeintlich vernachlässigten Gebrauch von Interpunktion, so zeigt sich, dass dieses Kriterium nicht erfüllt wird. Auf Interpunktion bspw. wird in der Kommunikation im Internet oftmals nicht schlicht verzichtet, sondern sie wird durch Smileys bzw. Emojis ersetzt (vgl. Rinas; Uhrová 2016). Der Verwendung von Interpunktion wird dabei im Gegenzug eine neue, emotionale Bedeutung zugeschrieben (vgl. Busch 2017), ähnlich wie auch Emojis emotionale Bedeutung tragen können. Es findet also durchaus keine Funktionsreduktion statt, sondern eine Verschiebung oder sogar Vermehrung von Funktionen, da die genannten Phänomene auch Bedeutungsebenen eröffnen, die in der traditionellen Schriftlichkeit nicht ohne Weiteres auszudrücken wären. Eine solche Entwicklung wiederum schließt einen Sprachverfall nach obiger Definition aus.

Zur weiteren Bekräftigung dieses Arguments wurde im Zuge der vorliegenden Arbeit eine Fragebogenstudie durchgeführt, die zunächst die genannten emotionalen Bedeutungen von Emojis und Interpunktion in der Internetkommunikation überprüft und die Probanden des Weiteren eine „Übersetzung“ von Internetkommunikation zu traditioneller Schriftlichkeit anfertigen ließ. Dadurch soll untersucht werden, ob die klassische Verwendung von Interpunktion und das Wegfallen von Emojis und Smileys tatsächlich einen Bedeutungsverlust bedeutet.

Literatur

- Rinas, Karsten und Veronika Uhrová (2016): Perioden mit Smileys. Zum Verhältnis von Emoticons und Interpunktion. In: Linguistik online 75(1). <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/2519/3746>
- Busch, Florian (2017): Informelle Interpunktion? Zeichensetzung im digitalen Schreiben von Jugendlichen. In: Der Deutschunterricht, Themenheft Soziolinguistik, 4, 87-91.

Julien Binet: Was man aus Verrat und Heldentat über grammatische Definitheit erfährt: eine Korpusstudie über den Definitartikel in Präpositionalphrasen aus dem deutschen Nationalepos

Der Definitartikel hat sich schon früh in althochdeutscher Zeit aus dem Demonstrativum *dēr* (Flick 2016: 235) herausgebildet und ist so zum Marker semantischer Definitheit geworden, d.h., dass u.a. durch seine Verwendung „die Sprecherin der Hörerin signalisieren [kann], dass ihr der Referent [...] bekannt ist“ (Szczepaniak 2011: 64). Allerdings können laut Himmelmann (1998) zahlreiche Fälle, bei denen der Kontext Definitheit zulässt oder fordert, nicht ganz durch die semantische Funktion des Definitartikels erklärt werden, insofern er – in etlichen Sprachen – in Präpositionalphrasen teilweise nicht verwendet wird, wo er durchaus motiviert wäre, oder umgekehrt. Himmelmann legt nahe, dass Faktoren wie z.B. der Grammatikalisierungsgrad der Präpositionen eine Rolle in der Verwendung oder Nicht-Verwendung des Definitartikels in adpositionalen Einbettungen spielt. In dieser Arbeit werden in Anlehnung an neueste Studien zur Grammatikalisierung des deutschen Definitartikels (Flick 2016) sowie an ältere Forschungsarbeiten zur Definitheit (Leiss 2000) mögliche grammatische Gründe ermittelt, die die Anwesenheit oder Abwesenheit des Definitartikels in Präpositionalphrasen erklären. Ein Hauptziel der Arbeit soll die empirische Überprüfung der Thesen von Himmelmann (1998) sein.

Zu diesem Zweck wird ein einheitlicher mittelhochdeutscher Text korpuslinguistisch untersucht: in den Präpositionalphrasen der bairisch-alemannischen Donaueschinger Handschrift C (frühes 13. Jahrhundert) des Nibelungenliedes werden solche Parameter systematisch untersucht wie die semantische Subklasse und der Belebtheitsgrad der jeweiligen Substantive, das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein von Adjektiven oder Genitivattributen, der Grammatikalisierungsgrad der Präpositionen oder die Funktion des Definitartikels selbst (generisch, referierend, usw.), um grammatische Faktoren zu beleuchten.

Literatur

- Flick, Johanna (2016): Die Entwicklung des Definitartikels im Deutschen – Eine kognitiv-linguistische Korpusuntersuchung. Dissertation. Universität Hamburg.
- Himmelmann, Nikolaus P. (1998): Regularity in irregularity: article use in adpositional phrases. Berlin, New York: de Gruyter.
- Leiss, Elisabeth (1994): Die Entstehung des Artikels im Deutschen. In: Sprachwissenschaft 19, 307-319.
- Leiss, Elisabeth (2000): Artikel und Aspekt – Die grammatischen Muster von Definitheit. Berlin, New York: de Gruyter.
- Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen – Eine Einführung. Tübingen: Narr.

Jakob Stößlein: „Ni!“¹ Die klitische Schreibweise der althochdeutschen Verneinungspartikel *ni* bei Otfrid

Der Negationswandel in verschiedenen Sprachen wird in der Forschung gerne mit dem Jespersen-Zyklus (Jespersen 1917) beschrieben (vgl. Szczepaniak 2011: 43). Hiernach verliert ein Negationswort durch Abschwächung sein Gewicht und es entstehen weitere Negationsträger, welche, der alten Partikel anfangs beigestellt, sie aber schließlich unnötig machen. Dieser Gewichtsverlust der Negationspartikel zeigt sich anfangs vor allem an der Anlehnung an das folgende Wort (Proklise), meist das verneinte finite Verb.

Mein studentisches Projekt untersucht diese klitische Stellung der althochdeutschen Verneinungspartikel *ni* am Beispiel von Otfrids Evangelienbuch in Form einer Korpusanalyse. Anhand der ‚Leithandschrift‘ P Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpl. 52 soll ein Datensatz der Schreibweisen des Partikels *ni*, mit besonderer Berücksichtigung der Getrenntschreibung, erstellt werden. Dabei sollen zunächst die beiden häufigsten Schreiberhände auf Unterschiede untersucht werden. Anschließend kann noch ein weiterer Vergleich mit dem Münchner Exemplar F betrieben werden, das aus einem anderen Sprachraum als die Heidelberger Version stammt, aber von derselben Handschrift wie diese abstammt.

Der Otfrid ist bereits gut nach verschiedenen Handschriften ediert, allerdings stellen weiterhin die genaue Darstellung von Getrenntschreibung in Editionen und die Untersuchung zu deren Bedeutung in frühmittelalterlichen, althochdeutschen Quellen ein Forschungsdesiderat dar (Kleiber 2004: 100ff). Methodisch bliebe im Rahmen des Projektes zudem zu klären, ab wann zwei Wörter überhaupt als getrenntgeschrieben gelten können, da dies in vielen Fällen nicht immer einfach zu bestimmen ist. Vom Schriftbild her befindet sich das IX. Jahrhundert noch in einer Übergangszeit zur ausgeprägten Getrenntschreibung und zumeist liegen sogenannte aerated scripts (Saenger 1997) vor.

Aus dem zu erstellenden Datensatz können dann wieder Hypothesen zur Bedeutung der klitischen Schreibung abgeleitet werden, gerade die Stellen betreffend, an denen die Hände voneinander abgewichen sind. Zurzeit gehe ich von einer vermehrt proklitischen Schreibweise aus, da in Otfrids Sprache die Grammatikalisierung der Negationsträger bereits fortgeschritten ist. Daher werden auffällig davon abweichende Varianten wie enklitische Schreibweisen besonders berücksichtigt. So finden sich diese beispielsweise oft nach einem Wortausklang mit Nasal, welcher die Partikel vermutlich an sich zog.

¹ The Knights of Ni – Monty Pythons and the Holy Grail.

Literatur

Editionen

- Otfrid von Weißenburg, Evangelienbuch. Hs. (2000). Ed. v. Karin Pivernetz, in: Das 'Evangelienbuch' in der Überlieferung der Freisinger Handschrift (Bayerische Staatsbibliothek München, cgm. 14). 1. Edition. Zugl. Diss. Uni München 2000 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 671), Göppingen.
Link zum Digitalisat der Handschrift: [urn:nbn:de:bvb:12-bsb00094618-7](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00094618-7) (15.6.2018).
- Otfrid von Weißenburg, Evangelienbuch. Hs. (2006). Ed. v. Wolfgang KLEIBER/ Rita HEUSER, in: Band II: Heidelberger Handschrift P (Codex Pal. Lat. 52) und der Handschrift D Codex Discissus (Bonn, Berlin/Krakau, Wolfenbüttel), Tübingen 2006.
Link zum Digitalisat der Handschrift: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpl52/> (20.6.2018).

Forschungsliteratur

- Donhauser, Karin (1998): Negationssyntax im Althochdeutschen. Ein sprachhistorisches Rätsel und der Weg zu seiner Lösung. In: Donhauser, Karin und Ludwig M. Eichinger (Hg.): Deutsche Grammatik. Thema in Variationen. Festschrift für Hans-Werner Eroms zum 60. Geburtstag (Germanistische Bibliothek, 1). Heidelberg: Winter, 283-298.
- Fleischer, Jürgen (2009): Paleographic clues to prosody? Accents, word separation, and other phenomena in Old High German manuscripts. In: Hinterhölzl, Roland und Svetlana Petrova: Information structure and language change. New approaches to word order variation in Germanic (Trends in linguistics. Studies and monographs, 203). Berlin, New York: de Gruyter Mouton, 161-189.
- Jäger, Agnes (2008): History of German Negation (Linguistics Today, 118). Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.
- Jespersen, Otto (1917): Negation in English and other languages. Kopenhagen: A. F. Høst.
- Saenger, Paul (1997): Space between words. The Origins of Silent Reading. Stanford: Stanford University Press.
- Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung (narr studienbücher). Tübingen: Narr.

Stefan Hartmann: Die große Verschwörungstheorie: *Political correctness* als Feindbild und Projektionsfläche

Leserkommentare in journalistischen Online-Publikationen können sich als aufschlussreiche Quelle erweisen, um „folk theories“ zum Verhältnis von Sprache, Gesellschaft und Interaktion, aber auch zu aktuellen politischen Geschehnissen oder zum Hergang politischer Entscheidungsprozesse auf die Spur zu kommen. Anknüpfend an eine Untersuchung von Sties & Hartmann (2017) zur Diskussion um rassistischen Sprachgebrauch, präsentiert dieser Beitrag eine Analyse aktueller Kommentare von Leserinnen und Lesern zu Artikeln in Online-Medien, die sich dem Themenbereich „geschlechtergerechte Sprache“ widmen. In den vergangenen Monaten wurde die Diskussion zu dieser Thematik in Zusammenhang mit einem Gerichtsverfahren um die Ansprache von Kundinnen auf Bankformularen sowie aus Anlass des Erscheinens von Stefanowitsch (2018) und des Duden-Bands „Richtig gendern“ (Diewald & Steinhauer 2018) kontrovers geführt. Es zeigt sich, dass in zahlreichen Diskussionsbeiträgen *political correctness* als autoritär verordnete „Erziehungsmaßnahme“ konstruiert wird, die mit Sprech-, ja Denkverboten einhergehe. Die Abgrenzungsstrategien, die Wagner (2001) für implizit diskriminierende Sprechakte herausgearbeitet hat, werden auch in den analysierten Kommentaren eingesetzt, um politisch korrekte Sprache einer „out-group“ zuzuordnen, die als Bedrohung konstruiert wird. Als aufschlussreich erweisen sich insbesondere die Bezüge, die in den Kommentaren zu anderen Themenbereichen hergestellt werden, die auf den ersten Blick in keinem Zusammenhang zur Thematik des jeweils kommentierten Artikels stehen. So wird in den Kommentaren zur geschlechtergerechten Sprache überraschend häufig auf die sogenannte Flüchtlingskrise verwiesen und der wahrgenommene Verlust von Ordnung und Regelmäßigkeit in der Sprache mit dem vermeintlichen Kontrollverlust in politischen und gesellschaftlichen Domänen in Verbindung gebracht. Überspitzt lassen sich die analysierten Kommentare somit im Sinne einer „großen Verschwörungstheorie“ deuten, wonach eine Gruppe, die – wie bei Verschwörungstheorien üblich – relativ vage bleibt, über „Meinungs- und Begriffsterror“ (Zitat aus einem Kommentar) nicht nur Rede- und Meinungsfreiheit in Gefahr bringt, sondern zugleich imminente Gefahren für Recht und Ordnung durch verschleiern den Sprachgebrauch zu verharmlosen oder gar zu fördern sucht.

Literatur

- Diewald, Gabriele und Anja Steinhauer (2017): Duden „Richtig gendern“: Wie Sie angemessen und verständlich schreiben. Berlin: Dudenverlag.
- Hartmann, Stefan und Nora Sties (2017): Implizite Aggression in Onlinekommentaren anlässlich der Debatte um rassistische Sprache in Kinderbüchern. In: Silvia Bonacchi (Hg.): Verbale Aggression. Multidisziplinäre Zugänge zur verletzenden Macht der Sprache. Berlin, Boston: de Gruyter, 305–328.
- Stefanowitsch, Anatol (2018): Eine Frage der Moral: warum wir politisch korrekte Sprache brauchen. Berlin: Dudenverlag.
- Wagner, Franc (2001): Implizite sprachliche Diskriminierung als Sprechakt: lexikalische Indikatoren impliziter Diskriminierung in Medientexten. Tübingen: Narr (Studien Zur Deutschen Sprache 20).

Victoria Herrle: Lässt die Sprache von *Pickup Artists* eine antifeministische Gesinnung erkennen?
Eine diskursanalytische Untersuchung

Bei der *Seduction Community*, deren Mitglieder sich selbst als *Pickup Artists* bezeichnen, handelt es sich um ein soziokulturelles Phänomen, das eine rasante Verbreitung vor allem durch das Internet erfahren hat. Ziel der zum größten Teil männlichen, heterosexuellen Mitglieder ist es, durch vermeintlich wissenschaftlich begründete Strategien Frauen kennenzulernen und zu verführen. 2005 veröffentlichte Neil Strauss das Buch *The Game: Penetrating the Secret Society of Pickup Artists*, das die *Pickup Community* weltweit bekannt machte (Oesch/Miklousic 2012).

Bei dem Versuch, neue antifeministische Bewegungen zu charakterisieren und Verbindungen zwischen diesen auszumachen, sieht Debbie Ging *Pickup Artists* als eine der zentralen Gruppen der neuen Männerrechtsbewegung (Ging 2017). Unter der Annahme, dass sich gesellschaftliche Haltungen auf unterschiedlichen Ebenen der Sprache widerspiegeln, sollte auf der Basis einer diskursanalytischen Methode (e.g. Spitzmüller/Warnke 2011; Felder 2011) eine Untersuchung der Sprache der *Seduction Community* Hinweise darauf geben können, ob sich Gings These aus linguistischer Sicht unterstützen lässt.

Insbesondere auf der Ebene der Lexik und Syntagmen (nach der Methode von Felder 2011) sollen häufige sprachliche Muster herausgefiltert und hinsichtlich frauenfeindlicher Präsuppositionen untersucht werden. Das zu untersuchende Korpus setzt sich hierbei aus den Forenbeiträgen der *Seduction Community* zusammen. Anhand dessen soll die zugrunde liegende Hypothese bestätigt werden, dass sich in der Sprache von *Pickup Artists* misogynne Tendenzen erkennen lassen.

Literatur

- Felder, Ekkehard (2011): Linguistische Diskursanalyse im Forschungsnetzwerk Sprache und Wissen. In: Keller, Reiner, Schneider, Werner und Willy Viehöver (Hg.): Wissen und Sprache. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Ging, Debbie (2017): Alphas, Betas, and Incels: Theorizing the Masculinities of the Manosphere. Abrufbar unter: <http://journals.sagepub.com/doi/full/10.1177/1097184X17706401>
- Oesch, Nathan und Igor Miklousic (2012): The Dating mind: Evolutionary Psychology and the Emerging Science of Human Courtship. In: *Evolutionary Psychology* 10, 899-909.
- Spitzmüller, Jürgen und Ingo Hans Oskar Warnke (2011): *Diskurslinguistik: eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, New York: de Gruyter.

Jens Sörensen: *My generation is going to be known for wanting to die and memes* – Galgenhumor und Memes: Ein Internetphänomen als Sprachrohr der jungen Generationen

Memes, wie sie in der heutigen Gesellschaft vertreten sind, sind eine relativ neue Form von Bild-Text-Kombinationen, die im Internet ihre Ausbreitung finden, wobei die benutzten Bilder zumeist aus der Popkultur, der Politik oder dem Alltag stammen und für die Meme-Verwendung von dem Benutzer rekontextualisiert werden (vgl. Osterroth 2015: 28). Der Text bezieht sich dann in Kombination mit dem Bild auf eine bestimmte Situation, die für das Publikum wiedererkennbar sein soll. Innerhalb der letzten zehn Jahre ist dadurch ein völlig neues, multimodales Medium mit eigenen Konventionen entstanden, das neben den Emojis und Emoticons seinen festen Platz innerhalb der Gesellschaft eingenommen hat. Dies wird spätestens dadurch deutlich, dass selbst internationale Firmen sich zu Werbezwecken Memes bedienen, um mit den jungen Generationen zu kommunizieren und volksnah zu wirken.

Dieser Beitrag befasst sich mit einem der dominanteren Aspekte des "Meme-Spektrums", nämlich den Meme-Prototypen, die die verschiedensten Themen aus den oben genannten Kategorien rekontextualisieren, um einen humoristischen Effekt zu erzielen. Dieser Teilaspekt soll dazu dienen, die Meme-Kultur exemplarisch darzustellen. Dabei werden vor allem die sprachlichen Konventionen, denen die Memes zumeist unterliegen sowie die aktuellen Erkenntnisse der Forschung zum Thema Memes und Viralität im Internet hinzugezogen.

Mittels eines Korpus aus Memes und Beiträgen zur öffentlichen Debatte über die jungen Generationen, etwa den sogenannten "Millennials", werde ich versuchen, das Medium der Memes auszuleuchten. Um das Konzept der Memes zu verstehen, ist eine grundlegende Beschreibung vonnöten, weshalb eine solche dem Hauptthema dieses Beitrages vorangehen wird. Ziel ist es zu zeigen, dass sich Memes, neben den gängigen sozialen Medien, zu einem ganz eigenständigen Sprachrohr entwickelt haben, das unabhängig von chat-basierten Medien funktioniert und eigenen Konventionen unterliegt.

Anette Kremer: *Quod alamanni glasougi dicunt ...* – Auf den Spuren des ältesten deutschen Wortschatzes

Volkssprachige Wörter, die als kontextintegrierte Einzellexeme in lateinischer Schriftlichkeit begegnen, gehören zu dem ältesten volkssprachigen Wortgut des (Früh-)Mittelalters. Sie gehen der Glossen- wie der Textüberlieferung zeitlich voraus. Diese sogenannten Inserte begegnen allein in den Stammesrechten der Germanen, den *Leges barbarorum*, in gut 350 Textzeugen. Der Bestand umfasst etwa 1.200 volkssprachige Wörter in etwa 42.000 Belegen. Trotz ihrer nicht gerade marginalen Überlieferung, vor allem trotz ihres hohen Alters, ihrer semantischen Exklusivität und ihres entsprechend hohen Wertes für die historische Grammatik, die Lexikologie des Deutschen, aber auch für die Rechts- und Medizingeschichte sowie für die Kulturwissenschaften ist das Wortgut bislang noch nicht systematisch lexikographisch aufbereitet und grammatisch-semantisch erschlossen. Eine solche Erschließung möchte das DFG-geförderte Bamberger LegIT-Projekt für einen großen Teil dieser Überlieferung leisten. Die Ergebnisse werden in einer Online-Datenbank aufbereitet und für Sekundäranalysen zur Verfügung gestellt.

Das Inventar der volkssprachigen Inserte umfasst textsortenbedingt Rechtswortschatz (z.B. für Tatbestände, Körperverletzungen, Strafen), aber auch Fachbegriffe des Jagdwesens, des Hausbaus, der Viehzucht, des Sozialwesens, der Verwaltung, des Militärs, der Waffenkunde und vieles andere mehr. Neben basalem Wortschatz scheint sich in den *Leges* eine exklusive Terminologie zu manifestieren. Oft mangelte es für die aus einer präliterarischen germanischen Rechtskultur übernommenen Begrifflichkeiten an einer adäquaten lateinischen Entsprechung, weswegen das volkssprachige Wortgut nicht selten eine hochartifizielle Fachterminologie bietet.

Auf Grundlage der aktuellen Materialbasis der Bamberger LegIT-Datenbank werden im Rahmen eines Werkstattberichts das Korpus und die verschiedenen Typen der volkssprachigen *Leges*-Wörter vorgestellt. Weiterhin wird die Attributstruktur der Datenbank erläutert und es wird auf die Herausforderungen eingegangen, die während der Modellierung zu bewältigen waren. Abschließend wird auf konkrete Anwendungsfälle innerhalb der (historischen) Linguistik Bezug genommen.

Literatur

- Kremer, Anette und Vincenz Schwab (2018): Law and Language in the Leges Barbarorum: A Database Project on the Vernacular Vocabulary in Medieval Manuscripts. In: Benham, Jenny, McHaffie, Matthew und Helle Vogt (Hg.): Law and Language in the Middle Ages. Leiden: Brill, S. 235-261.
- Kremer, Anette und Stefanie Stricker (2017): Complex Words in the Early Medieval Leges Barbarorum and their Contribution to Expanding the Old High German Lexicon. In: Arndt-Lappe, Sabine, Braun, Sabine, Moulin, Claudine und Esme Winter-Froemel (Hg.): Expanding the Lexicon. Linguistic Innovation, Morphological Productivity, and Ludicity. Berlin, Boston: de Gruyter, 43-66.
- Lühr, Rosemarie (1989): Zum Sprachtod einer Restsprache. Zwei ausgestorbene Wörter aus der Lex Baiuvariorum. In: Beck, Heinrich (Hg.): Germanische Rest- und Trümmersprachen. Berlin, New York: de Gruyter, 45-67.
- Meineke, Birgit (1998): Über die Verfahren der Bedeutungsermittlung am volkssprachigen Wortschatz der Leges. In: Große, Rudolf (Hg.): Bedeutungserfassung und -beschreibung in historischen und dialektologischen Wörterbüchern. Stuttgart, Leipzig: Hirzel, 65-72.
- Stricker, Stefanie und Anette Kremer (2014): Das Bamberger LegIT-Projekt. Zur Erfassung des volkssprachigen Wortschatzes der Leges barbarorum in einer Datenbank. In: Sprachwissenschaft 39/3, 237-263.
- Tiefenbach, Heinrich (2004): Quod Paiuvarii dicunt. Das altbairische Wortmaterial der Lex Baiuuariorum. In: Greule, Albrecht u.a. (Hg.): Die bairische Sprache. Studien zu ihrer Geographie, Grammatik, Lexik und Pragmatik. Regensburg: edition vulpes, 263-290.

Kimberley Wegner: *Den Geistesdespotismus leid' ich nicht!* – Der Fremdwortgebrauch in J. W. Goethes *Faust* – eine Tragödie erster Teil

Fremdwörter der verschiedensten Quellsprachen bilden seit den Anfängen des Deutschen einen bedeutenden Teil des Wortschatzes; dabei sind sie sowohl in der Fachsprache als auch in der Alltagssprache in großer Zahl vertreten (Eisenberg ³2018). Zugleich wecken Fremdwörter bei Linguisten und sprachinteressierten Laien gleichermaßen großes Interesse, wie bspw. die aktuelle Anglizismendiskussion zeigt. Waren die einflussreichsten Quellsprachen für Entlehnungen im Deutschen lange Zeit das Griechische und Lateinische, prägen heute vor allem Anglizismen wie etwa *Sale* das Sprachbild.

Im Mittelpunkt des Vortrags stehen der Fremdwortgebrauch und die Fremdwortkritik im 18. und 19. Jahrhundert. Exemplarisch wird hierbei eines der bedeutendsten und meistzitierten Werke der deutschen Literatur untersucht: Goethes *Faust* – eine Tragödie erster Teil. Benutzte der Literat in *Iphigenie auf Tauris* und *Torquatto Tasso* noch kaum Fremdwörter, treten sie in *Wilhelm Meister* und vor allem in *Faust I.* umso häufiger auf. So lassen sich beispielweise bereits in der Einleitung des Dramas ca. 60 Fremdwörter identifizieren, z.B. *Billet* und *Labyrinth*. Angesichts der Tatsache, dass Goethe *Faust I.* in einer Zeit schrieb, in der Fremdwortpuristen wie Joachim Heinrich Campe versuchten, alle Fremdwörter durch native Äquivalente zu substituieren, ist es auffällig, dass Goethe in seinem Werk über 350 Fremdwörter benutzte. Viele der Lexeme stammen aus dem Lateinischen sowie dem Französischen und damit aus Sprachen, gegen die sich die fremdwortpuristischen Aktivitäten dieser Zeit verstärkt richteten (Klein 2011). Goethe übte seinerseits schon früh Kritik gegenüber dem Fremdwortpurismus, beispielweise in den *Xenien*, wo es in Bezug auf Campe heißt: „Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern, nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.“¹

In meinem kleinen Forschungsprojekt wird den Fragen nachgegangen, warum Goethe in *Faust I.* so viele Fremdwörter benutzte, wovon er beeinflusst wurde, was ihre Etymologie ist und welche Sachbereiche und Gebersprachen in diesem Werk im Fokus stehen. In der Forschung ist der Fremdwortgebrauch bei Goethe und besonders in *Faust I.* bislang nur spärlich untersucht worden, umso wichtiger ist es, das Defizit im Zusammenhang mit der Wirkungsgeschichte des Fremdwortpurismus und der Fremdwortkritik ein Stück weit abzubauen.

Literatur

Primärquellen

- Goethe, Johann Wolfgang von (2010): *Goethe Gedichte. 1800-1832.* Hg. v. Karl Eibl. Bd. 45. Frankfurt a. M.: DKV.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Goethe (2017). Faust. Texte.* Hg. v. Albrecht Schöne. Bd. 52. Frankfurt a. M.: DKV.

Forschungen

- Eisenberg, Peter (³2018): *Das Fremdwort im Deutschen.* Berlin, New York: de Gruyter.
- Keller, Rudolf (²1995): *Die deutsche Sprache ihre historische Entwicklung.* Hamburg: Buske.

¹ Goethe, Johann Wolfgang von: *Goethe Gedichte. 1800-1832.* Hg. v. Karl Eibl. Bd. 45. Frankfurt a. M.: DKV 2010, S. 647.



- Klein, Wolf Peter (2011): Deutsch statt Latein! Zur Entwicklung der Wissenschaftssprache in der frühen Neuzeit. In: Eins, Wieland, Glück, Helmut und Sabine Pretschner (Hg.): Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprache in Geschichte und Gegenwart. Wiesbaden: Harrassowitz, 35-47.
- Lipczuk, Ryszard (2007): Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen (= Danziger Beiträge zur Germanistik 23). Frankfurt a. M. u.a.: Lang.
- Orgeldinger, Sibylle (1999): Standardisierung und Purismus bei Joachim Heinrich Campe (= Studia Linguistica Germanica 51). Berlin, New York: de Gruyter.
- Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte. Vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, New York: de Gruyter.

Katja Rabold: *Der, die, das ... wieso, weshalb, warum?*¹ Arabisch-Muttersprachler und der deutsche Artikel

Die korrekte Verwendung des deutschen Artikels wird erfahrungsgemäß von vielen L2-Lernern als eine große Herausforderung wahrgenommen, vor allem von Sprechern artikelloser Sprachen. Häufig schleichen sich beim Spracherwerb Fehler ein (Pimingsdorfer 2013), wie bspw. die Verwechslung von definiten und indefiniten Artikeln oder die inkorrekte Verwendung der Genera. Aufgrund der aktuellen gesellschaftlichen Situation in Deutschland gibt es derzeit viele Muttersprachler des Arabischen, einer artikellosen Sprache, die das Deutsche als Zweitsprache erlernen. Um Lerner beim L2-Erwerb des Artikels didaktisch zu unterstützen, ist es zunächst notwendig, herauszufinden, welche Faktoren zu Schwierigkeiten beim Erlernen des deutschen Artikels führen. Der Vortrag behandelt also die Frage, welche Fehler Arabisch-Muttersprachler in Bezug auf den deutschen Artikel machen und welche Gründe es dafür gibt.

Um das herauszufinden, werden zunächst die Artikelsysteme der beiden Sprachen in Zusammenhang mit der Fragestellung verglichen und es wird herausgearbeitet, welche Funktion dem Artikel aus übereinzelsprachlicher Sicht zugesprochen wird. Dabei wird die unterschiedliche Realisierung der Definitheit oder des Genus in beiden Sprachen beleuchtet (vgl. u.a. Leiss 2000 und Werner 2012). Nachfolgend werden die Ergebnisse eigener Feldforschungen vorgestellt, bei denen Gespräche mit Arabisch-Muttersprachlern auf Deutsch auf ihre fehlerhaften Artikelanwendungen hin untersucht werden. Im relativ freien Gespräch mit den Versuchspersonen entstehen authentische Fehler, die eine gute Analysegrundlage bilden.

Die Untersuchungen zeigen, dass die Artikelsysteme der beiden Sprachen sehr verschieden sind. Es lassen sich folgende Hypothesen ableiten: Die Realisierung von Definitheit im Arabischen unterscheidet sich stark von der im Deutschen (vgl. Zamzam 1987). Des Weiteren können die drei Genera im Deutschen bei Arabisch-Muttersprachlern zur inkorrekten Verwendung führen, da der arabische Artikel keine Genera markiert. Die Feldforschungen unterstützen diese beiden Hypothesen. Sie zeigen, dass zum einen Kongruenzfehler in Bezug auf die Genera vorliegen; zum anderen deutet die Nicht-Verwendung des Artikels auf unterschiedliche Markierung von Definitheit im arabischen und deutschen System hin.

Literatur

- Pimingsdorfer, Thomas (2013): „Wer hat nicht Problem mit Artikel, na?“ Zum Gebrauch von definitem, indefinitem oder Null-Artikel im Deutschen für Lernende mit artikellosen Erstsprachen. In: Dirim, Inci, Krumm, Hans Jürgen, Portmann-Tselikas, Paul R. und Sabine Schmölder-Eibinger: Theorie und Praxis/Serie B. Beiträge zu Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Wien: Praesens.
- Leiss, Elisabeth (2000): Artikel und Aspekt. Die grammatischen Muster von Definitheit. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Werner, Martina (2012): Genus, Derivation und Quantifikation. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter.
- Zamzam, Laila Fouad (1987): Die Substantivgruppe im Deutschen und Arabischen. Unter besonderer Berücksichtigung des Präpositionalattributs. Dissertation. Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg.

¹ Zitat: Anfangslied der *Sesamstraße*